

PROLETARISCHES FEUILLETON

Im Monat des proletarischen Buches



Hans Marchwitz hat aus seinem neuen Bergarbeiter-Roman „Schlacht vor Kohle“ vor der Düsseldorfer Arbeiterschule. Der neue Ein-Mark-Roman gehört in die Hand eines jeden Proleten. Für ihn ist er geschrieben.

Notizen am Rande

Der Brandstifter von oben

Ein großes Berliner Blatt bringt jetzt eine Sensationsserie, geschrieben von Karl Streckler, dem ehemaligen Major und Schriftsteller, der vom Potsdamer Gericht wegen Brandstiftung verurteilt wurde. Er hatte sein ganzes Haus angezündet, um sich in den Besitz der Versicherungssumme zu setzen.

Wenn ein ehemals aktiver Offizier in Potsdam verurteilt wird, dann muß er schon wirklich zum Verbrecher geworden sein. Aber bei ihm spricht man nicht von Verbrechen, sondern vom „traurigen Zusammenbruch“. Und die demokratische Presse beißt sich, eine lange Artikelserie zu seinen Gunsten, von ihm geschrieben, zu veröffentlichen. Was wäre einem Arbeiter im gleichen Falle passiert?

„Treu der Partei!“

Und es begab sich, daß im Bezirk Teuschnitz im Frankenwald eine Stichwahl notwendig wurde. Die mächtige Sozialdemokratie besaß von ihren 1874 Stimmen dieses Gebiets nur 10 Prozent. Das gab großer Jubel. Die Notverordnung Nummer des Abend-„Vorwärts“ widmet diesem erschütternden Ereignis eine lange Feuilletonnotiz auf der ersten Seite: „Treu der Partei!“, die folgendenmaßen schließt: „Sie sind der Partei treu. Gut ab vor diesen Proletariern.“

Man wird doch mit der Zeit recht beschämen bei den Herren.

Der Theoretiker der KSDVP.

Im „Angriff“ lesen wir folgende Notiz, die uns zeigt, wie weit ein „Arbeiterführer“ sinken kann. Nicht nur die zum Premierminister des britischen Imperialismus, sondern sogar zum Ideolog der Nationalsozialisten. Lesen wir selbst:

„Am Donnerstag, Berlin W 9, ist aus der Feder Max Daniels, des englischen Exministers, eine Abhandlung über die sozialistische Bewegung unter besonderer Berücksichtigung Englands erschienen. Neugierig lehrreich, sehr tiefgründig werden uns die Unterschiede zwischen dem Marxismus und dem neuen Sozialismus klargestellt. Die Übertragung ins Deutsche kommt von einem bekannten nationalsozialistischen Philosophen, der in Norddeutschland an führender Stelle tätig ist und dessen Behauptungen sich hinter der Anonymität verbirgt. Schon deshalb ist das handliche Büchlein unseres wärmsten Interesses gewiß.“

Prima Zeugnisse

Die „Weltbühne“ zitiert aus Churchill's Buch „Nach dem Krieg“ folgendes Kompliment:

„Inmitten dieses Getriebes bemerken wir eine dezente, einfache Gestalt, ein sozialistischer Arbeiter und Gewerkschafter — Koste. Von der sozialistischen Regierung zum Landesverwaltungsminister ernannt und von ihr mit dikatorischer Gewalt ausgestattet, erwiderte er das deutsche Volk keineswegs. Eine ausländische Ansicht über deutsches Verhalten muß notwendigerweise sehr abstrakt bleiben und kann nur schlichten vorgebracht werden: aber in der langen Reihe von Königen, Staatsmännern und Kriegshelden, die sich von Friedrich dem Großen bis Hindenburg erstreckt, mag auch Koste seinen Platz finden — ein Sohn des Volkes, der inmitten allgemeiner Wirrnis furchlos für die Sache seines Volkes eintritt.“

Resolution für Erich Weinert

Die Kampfgenossenschafts-Versammlung vom Arbeiterchor Groß-Berlin erhebt gegen die Verfolgung des Schriftstellers Erich Weinert, sowie gegen das gegen ihn verhängte Redeverbot einstimmig scharfen Protest. Wenn die Ordnungsfunktionäre der Republik wie z. B. der Oberpräsident von Obersachsen behauptet, daß die politischen Gedichte Erich Weinerts sowie sein persönliches Auftreten durch die satirische Note gegenwärtig die öffentliche Sicherheit gefährdet, so behaupten wir und mit uns die gesamte revolutionäre Arbeiterschaft, daß damit wohl gefährdet wird das Schicksal und Prosperieren einiger tausend Parasiten und Volksausbeuter sowie ihrer Handlanger. Soweit es das öffentliche Interesse betrifft, hat gerade Erich Weinert Millionen Arbeiter, Frauen und Jugendlichen, Angestellten und Beamten, Betriebsarbeitern und Erwerbslosen, allen Werktätigen in Stadt und Land aus dem Herzen gesprochen.

Die Verbundenheit Erich Weinerts mit allen werktätigen Schichten und das gegen ihn verhängte Redeverbot gibt auch für uns als Arbeiterführer Veranlassung, den von Erich Weinert geleiteten Kampf noch härter als bisher zu unterstützen.

Rieder mit dem Redeverbot!

Die Lumpenfabrik / Von Karl Schneider

Die Arbeitskraft der Menschen ist kaum noch einen Schuß Pulver wert. In der Textilindustrie seinen halben. Dreihäufig Arbeiter von Haller u. Freitag erhalten für fünf Stundenlöhne. Von 88 bis 83 Pfennig.

Auf dem zementierten Fabrihof von Haller u. Freitag werden bunte Ballen Lumpen abgeladen, sie kommen in die Zerkleinerungsmaschinen, als zweifelhafte Masse verlassen sie die Fabrik. Die Hälfte der Arbeiter hat die Schwindsucht. Denn die Luft bei Haller u. Freitag ist nicht parfümiert, sie ist auch keineswegs so einwandfrei wie in St. Moritz.

Die Saugvorrichtungen hängen unter den Decken wie ausgekappte Kraftröhren, sie funktionieren nicht, vor ihren breiten Schläuchen wirbeln heiter die dichten Staubwolken. So gibt in den Lumpenballen Flöhe und Wanzen, die später zwischen den Zerkleinerungsmaschinen einen wahrhaft unheimlichen Tod sterben, doch alle Tierfreunde seien getötet, eine wesentliche Anzahl dieser kleinen, neckischen Tierchen tötet sich glücklich in die Hemden und Hosen der Arbeiter.

Eines Morgens hing im Fabrikraum von Haller u. Freitag eine Bekanntmachung. Der Lohn der Arbeiter wurde abermals um 4 Prozent gekürzt. Die erzürnten Arbeiter liefen wütend an die Maschinen, an denen die meisten schon fühlbar ihre Finger gefastet hatten; Saugvorrichtungen waren bei Haller u. Freitag überflüssig, sie behinderten nur das Arbeitstempo.

Während der Mittagspause bildeten die Arbeiter eine Kommission, die mit dem Chef über den unmöglichen Lohnabzug sprechen sollte. Das geschah zum erstenmal bei Haller u. Freitag, denn jeder mürrische Arbeiter wurde sofort entlassen. Die Kommission bestand aus den geduldesten und ärmsten Arbeitern, wegen des moralischen Einbruchs auf den Chef, wie sie sich untereinander einredeten. Für die Unterbrechung wählten sie auch Rücksichtswill die Zeit nach Feierabend.

Der Chef empfing sie erstaunt. Er war in schlechter Stimmung. Seine Bank war verpfändet, er hatte einige Tausend verloren. Die Arbeiter boten ihm die Zahlung des alten Lohnes, sie suchten sein Mittel zu erregen und schürten ihre Not.

Aber der Chef wurde puterrot. „Was wollt ihr? Den alten Lohn?“ schrie er, seine Hand knüllte die Rechnung eines Kunden, der nicht bezahlt hatte.

„Wir können nicht mehr weiter.“ entgegnete ein Arbeiter finster, er hatte eine Frau und drei Kinder. Auch in den Ge-

richtern der übrigen lag eine verzweifelte Entschlossenheit. Das reizte den Chef.

„Ach so, ihr wollt streik werden.“ rief er ungefühl. „Das Geld wird euch abgezogen, denn das haben eure eigenen Gewerkschaften beschlossen!“

„Von uns ist doch niemand in den Gewerkschaften.“ wandte ein anderer Arbeiter bescheiden ein.

„Ich halte mich an die Beschlüsse meines Verbandes. Wer mit seinem Lohn nicht einverstanden ist, kann sofort gehen“, antwortete der Chef eilig.

„Dann werden wir streiken.“ rief der Arbeiter mit den drei Kindern plötzlich, trotzdem man unter seinen Kollegen vom Streik nichts gesprochen hatte.

„Hinaus! Sie sind entlassen!“ brüllte der Chef.

„Wir gehen alle!“ sagte erregt der älteste Arbeiter.

Den Chef überraschte der ungewohnte Widerstand.

„Ach, bei euch pfeift ein neuer Wind, ihr wollt streiken? Bei mir werdet ihr euch die plombierten Zähne ausbeihen! Euch geht's ja noch viel zu wohl! Lacht erst Adolt Hitler an die Nacht kommen. Gelächter Herdemist werdet ihr dann treffen! Kaust alle raus!“, brüllte er, machte eine drohende Geste und trieb die Gruppe aus seinem Büro.

Die Arbeiter verließen belehrt den Chef, noch am gleichen Abend beschlossen sie den Streik. Ein einziger war geblieben, genug, sich an die KGO zu wenden. Diese fuhr zehrig dazwischen und nach drei Tagen war der Lohnraub siegreich abgewehrt.

Der Chef aber dachte während des Streikes unjähligemal an das heftige Dokument seiner geliebten Nagis. War das nicht eine fabelhafte Sache, für den Streik die Todesstrafe zu proklamieren? Nicht verzagend und auf die goldene Zukunft des Dritten Reiches bauend, verließ er sich auf den geliebten Wolf im Braunen Haus zu München.

Zähneknirschend gab er im Streik nach, denn er machte noch immer gute Geschäfte und seine Kunden warteten auf die zerstückelten Lumpen.

Das ist der sonderbare Zusammenhang aller gesellschaftlichen Dinge: Wenn die Küche kein Gras mehr bekommen, versagen auch die Talente der geschicktesten Köche.

Der fleißige König und die gute Fee

Ein Weihnachtsmärchen von Paul Brand



Es war einmal ein guter, guter König. Der regierte ein armes aber faules Volk. Trotzdem er sich beim Regieren große Mühe gab, wurde es ihm sehr schwer. Wenn der König sagte: „Ich müßte arbeiten, meine lieben Untertanen, damit das Volk reich wird“, dann antworteten sie immer: „Wenn wir arbeiten, wollen wir auch etwas dafür zu essen haben.“ Das war natürlich unersöhnt, und der König war ganz verzweifelt, weil sein armes Volk absolut nicht reich werden wollte. Er versuchte es auf alle mögliche Weise.

Aber das Volk wurde immer fauler und ärmer. Jeder fünf Millionen Menschen wollten überhaupt nichts mehr tun. Nur ein paar diese Männer arbeiteten unermüdet. Sie schrieben bunte Briefe, aber die wurden von Zahlen nicht mehr. Es war natürlich gegen alle Naturgesetze, daß ausgerechnet die Dicken arbeiten sollten, wo es ihnen doch viel schwerer fällt als den Dünnen. Schließlich kam es, wie es kommen mußte. Die angestrengt arbeitenden Dicken wurden von einer schlimmen Krankheit erfaßt. Das Herz-Kreislaufsystem unter Führung des berühmten Professors Larnow nannte die böse Krankheit Kräfte. Nachdem die böse Krankheit also einen Namen hatte, ging man in angestrenzter Arbeit daran, sie zu verschwinden.

Aber auch der König war nicht faul. Er ging immer in seinem Arbeitszimmer auf und ab, auf und ab. Das tat er 127 Stunden und 32 Minuten lang. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, holte die goldene Schreibmaschine hervor, ein Geschenk der Firma Wels & Künstler, und begann zu schreiben. Als er sich nach drei Tagen und drei Nächten müde und unraffert wieder erhob, da war sein Brief vollendet. Es zählte 47 eng wiederholte Seiten. Darin hatte der König aufgeschrieben, daß beschriebene Seiten. Darin hatte der König aufgeschrieben, daß alles billiger werden sollte. Aber das faule Volk verstand keine Güte nicht. Es meinte, daß Niemandem geholfen sei; wenn man überhaupt kein Geld habe, könne man selbst die billigsten Sachen nicht kaufen. Eine gute Fee, die das hätte bemerkt, hätte nicht wegen der Vorbereitungen zum Weihnachtsfest nicht greifbar.

Und weiter schrieb der König, daß das Volk billiger arbeiten müsse, und daß neben den verbilligten Preisen die durch erhöhte

Umsatzsteuer verteuerten Preise stehen sollen. Dadurch sollte das faule Volk belehrt oder gar gebessert werden.

Während der gute König noch darüber nachdachte, wie man das Volk weiter bessern könne klingelte es an der Tür. Der König ging aufmachen, und eine Fee trat herein. Die fragte den König: „O König, du darfst einen Wunsch äußern. Ich will ihn dir erfüllen.“ Der König dachte, nachdem er sich höflich bedankt hatte, angestrengt nach. Schließlich kamen heutzutage Feen sehr selten vor. Aber ohne Fee, meinte der König, sei die ganze verfahren Situation nicht mehr zu retten. Er dachte also angestrengt nach, 127 Stunden und 32 Minuten — das war keine übliche Zeit —, und dann hatte er den großen Wunsch fertig. Er bat die Fee: „O Fee, mache mir meine geliebten Dicken gesund.“ Aber da hing die Fee an, lurchbar zu schaukeln, und antwortete: „O König, du bittest mich um ein Wunder. Aber Wunder geschehen heutzutage nicht mehr. Die Dicken sind so krank, daß selbst ich sie nicht heilen kann. Aber ich will sie dafür entschädigen. Sie sollen einen Vorzugssplatz im Jenseits bekommen — und zwar bald.“ Dann weinte die Fee wieder.

Der König weinte auch sehr, 127 Stunden und 32 Minuten lang. Er unterdrückte das Weinen nur, wenn er Hunger hatte, und dann weinte die Fee für ihn mit.

Als seine Tränen aber endgültig verstopft waren, wurde er tieffinnig. Da holte er seine goldene Schreibmaschine und spannte einen endlosen Bogen ein. Er diktierte der Fee ohne Unterbrechung. Was schrieb sie denn? Liebesbriefe an sein Volk, das seinen guten König so verkannte.

Kann sich der König und Fee schon viele Tage in dem Schloß und ihrselben. Und wenn sie morgen noch nicht gestorben sein werden, der gute König und die Tolerierungsfee, dann werden sie auch noch übermorgen an der goldenen Schreibmaschine sitzen und Notverordnungen herstellen. So ein fleißiger König und so eine gute Fee.

Und überübermorgen . . . ?

„Patrioten“

Ein Roman von Heinz Pol

Wie wir erfahren, erscheint in der nächsten Woche ein politischer Roman von Heinz Pol, dem bekannten Journalisten, über dessen sensationelles Aussehen aus der „Völkischen Zeitung“ wir vor einigen Wochen berichteten.

Der Roman Heinz Poles „Patrioten“ hat die Verhandlungen über die Realisierung des Youngplans 1929 in Paris zur Grundlage. Bekanntlich wurden damals im Einverständnis mit dem sozialdemokratischen Regierungsmittelschlichter Vertreter der Schwerindustrie als Sachverständige der deutschen Regierung nach Paris entsandt. Dieser Roman zeigt nun, daß den Interessen der Schwerindustrie alles unterordnet wurde. Die Industriellen versuchten mit allen Mitteln, für sich die größten Vorteile aus dem Youngplan herauszuschlagen. Pol leuchtet hinter die Kulissen. Er zeigt, wo und wie heute wirklich Politik gemacht wird. Der Roman wird mit dazu beitragen, die Illusionen jener, die heute noch annehmen, daß die Politik in den Ministerien, im Reichstag gemacht wird, zu zerstören.

Ein äußerst spannend geschriebener Roman, der im Agost-Berlag Berlin-München erscheint und gebunden 3,75 Mark, kartoniert 2,85 Mark kostet.

Verlagspreis: Alfred Benders, Berlin.

„Die Welt sah besser aus“

Ueber ein halbwegsiges Dialektstück aus dem Jahre 1930, das im staatlichen Schillertheater zu Berlin aufgeführt wurde, weil, je älter und je schlechter ein Stück ist, man desto leichter die blutige Gegenwart vergessen machen kann, und dieses Stück also schreibt der angesehenste Kritiker der bürgerlichen Presse Kitzler unter anderem:

„Da broch ein Kleingewitter verziehenden Lachens und schwer-mutigen Klackens los . . . (es war etwas um die Stunde, da Deutschlands Obmann durch den Keiser ein Funkmord sprach). Die Welt sah einen Augenblick besser aus.“

Deutschlands Obmann Brüning sprach das Wort „Notverordnung“ und kein Kleingewitter von Klackern, sondern ein Stopp-gewitter der Empörung brach los. Allerdings nicht bei Herrn Kitzler, der in politischen Dingen manchmal schon weniger furchtlos war.